



1924-05-22

Der alte Pope. Ein Kapitel über das Altern.

Lilly Klaudy

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240522&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Klaudy, Lilly, "Der alte Pope. Ein Kapitel über das Altern." (1924). *Essays*. 449.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/449

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Der alte Pope.

Ein Kapitel über das Altern.

Von Lilly Klaudy.

Es wird so viel vom Altern gesprochen in diesen Tagen. Ueber das Wie, Wann und Warum einer Erscheinung, die jeder in der Theorie und auf andere bezogen anerkannt und nur im Hinblick auf die eigene Person nicht wahr haben will. Das gilt besonders vom weiblichen Geschlecht. Gibt es denn heutzutage überhaupt noch alte – ich sage alte, wohlgemerkt! nicht etwa „ältere“ – Damen? Großmütter, wie sie in Bilderbüchern stehen, mit Spitzenhäubchen auf dem weiß und dünn gewordenen Scheitelhaar, in einer Tracht, die zeitlos scheint, weil sie sich um die Tagesmode längst nicht mehr bekümmert, mit einem Lächeln voll frohgemuter Selbstverläugnung und alles verstehender Güte? Gibt es dergleichen heutzutage noch in unseren kultivierten Kreisen? Ich schaue um mich – was ich sehe, sind Frauen, die Töchter verheiraten, Enkel bekommen, Großmütter werden – lauter „fesche Großmamas“! Frauen, die allgemach verblühen, welken, widerstrebend altern. So alt aber wird keine unter ihnen, daß sie jemals erlebte, das zu werden, was man mit Fug und Recht als „alte Dame“ zu bezeichnen pflegt.

Mit dem Altern ist das nämlich eine seltsame Sache. Die Jugend weiß darum, aber sie glaubt nicht recht daran. Tippen hernach die ersten Silberspitzen mahndend gegen Stirn und Schläfen und muß man nolens volens daran *glauben*, dann – möchte man am liebsten nichts mehr von der Sache *wissen*. . .

Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, wenn meine Zeit gekommen sein wird, eine einwandfreie Mummelgreifen abzugeben, mit tadellosen Matronenallüren. Denn seit ich im Kloster Tscherepitsch den hundertjährigen Popen gesehen habe, weiß ich, daß auch das Alter seine Schönheit haben kann. Eine innere Schönheit, die eng verschwistert ist mit Seelenheiterkeit und Glück. . . .

Wir waren von Sofia aus hingefahren. Der damalige österreichische Militärattaché mit seiner hübschen jungen Frau, der Bürgermeister der Stadt und noch etwelche andere Würdenträger, die es sich angelegen sein ließen, uns von Konstantinopel kommenden Wienern die Honneurs des Landes zu machen. Mit der bulgarischen Zentralbahn, die von Sofia über Plewna und Schumla nach Varna fährt, ging's vor die Stadt hinaus. Irgendwohin – hinein in eine unbekannte Landschaft. Rechts und links Ackerland von strotzender Fruchtbarkeit, endlos sich dehnende Felderbreiten, über deren schimmernde Fläche im Sommerwind rieselnde Schauer glitten. Jeder Blick durchs Fenster war ein Untertauchen, ein Ertrinken im Halmgrün und Aehrengold. Ab und zu nur gab es ein niederes Haus, breitmäulig kauend ein Rind oder in gefräßiger Verträglichkeit eine Gesellschaft von Ziegen und dickwolligen Schafen.

Nach und nach veränderte sich das Bild. Aus der Ebene wuchsen Hügel auf, mäßig hohe Bodenwollen mit zunehmender Stattlichkeit emporreckten. Rote Sandsteinwände wechselten mit tiefen Taleinschnitten und grünumbuschten Schluchten. Zuletzt lieb altes Eruptionsgestein dem durchbrechenden Isker eine imposante Dioritporphyrkulisse. . . . Das war der Balkan in seiner ersten, ein bißchen melancholischen und wildverträumten Schönheit! Sicher ein kennenlernenswertes Stück Natur im Landschaftsbilderbuch des europäischen Südostens.

Plötzlich stand der Zug still. Eine Station? Nicht doch; bloß eine Haltestelle, klein und unansehnlich. Ein schmaler Weg durch Wiesengrund – dann lag im Grünen hingebreitet das Kloster da. Gleich einem Beter, der in andächtiger Stummheit am Tisch des Herrn kniet, so duckte sich das grauverwitterte Gebäu vorm Steinaltar des schweigenden Balkan. Ich könnte heute nicht mehr mit

Bestimmtheit sagen, wie es in seinen Einzelheiten aussieht, das Kloster Tscherepis, ich weiß nur: altersgraue Mauern, mönchische Einfachheit und tiefer wundervoller Friede ringsumher.

Immer war das ja nicht so gewesen. Die Chroniken melden von blutigen Verschwörungen, deren Fäden ehemals an diesem Ort der Abgeschiedenheit zusammenliefen, von bulgarischen Aufständen, deren Sitz das sonst so stille Monasterium gebildet, von Brand und Ueberfall und Türkennot. Immer wieder aber war es phönixgleich aus der Asche emporgestiegen triumphierend über Irrtümer und Vergänglichkeit, und da ich es nun kennen lernen sollte, beherbergte sein Schoß ein Wunder. Ein Wunder, das in seiner Seltenheit an die Ueberlieferungen der Bibel gemahnte. Das Wunder des Klosters Tscherepis war der alte Pope.

Der alte Pope zählte, da ich ihn in seiner Zelle aufsuchte, an hundertundfünfzehn Jahre. Fragte man ihn nach seinem Alter, so nannte er irgendeine Zahl um hundert herum. Bestimmtes wußte er darüber nicht zu sagen. Ein Tag verrann ihm wie der andere, ein jeder galt ihm gleich. Das Volk indes zählte an seiner Statt, und so war das Alter des Popen dennoch im Umkreis weithin bekannt. Aus nahen und entlegenen Distrikten kamen Gläubige herbei und baten den Greis um seinen Segen. Denn, so folgerten die Frommen – wer durch so seltene Schicksalsgnade ausgezeichnet worden war, der durfte ohne Zweifel für einen Auserwählten, einen Liebling Gottes gelten.

Ich war offengestanden nicht wenig gespannt, zu sehen, wie so ein mehr als Hundertjähriger sich präsentieren mochte. Petrefakt? Alträunchen? Oder Mumie . . . ?

In Wahrheit, nichts von alledem.

Man hatte uns in ein Zimmer zu ebener Erde geführt, das bescheiden, nahezu dürftig eingerichtet war, und in dessen Mitte auf grobem Bauernstuhl der alte Pope saß. Er trug das faltenreiche schwarze Priesterkleid und auf dem Kopf die hohe dunkle Popenmütze. Seine Hände lagen still im Schoß. Um ihn her standen oder knieten Leute, die zu ihm sprachen oder mit scheu-andächtiger Gebärde liebkosend über seine welken Finger strichen.

Der alte Pope saß regungslos. Sein Gesicht war ernst und still, wie der Spiegel eines träumenden Gewässers. Erfahrungen eines schier überlangen Menschenlebens standen in tiefen Kerben auf der breiten hochgetragenen Stirn und um den Mund, der lächelte – wissend, doch ohne Bitterkeit. Mit leiser Stimme gab er Antwort, freundlich, geruhsam. Die Würde seines märchenhaften Alters, der ehrfürchtigen Andacht seiner Gäste beigesellt, erhob die kahle Stube zu Rang und Vornehmheit einer Kapelle.

„Merkwürdig,“ sagte jemand halblaut, staunend, „man würde ihm nicht mehr, als siebzig oder höchstens achtzig geben.“ Und bedachte dabei nicht, wie seltsam es im Grunde war, daß ein Decennium Minus oder Plus bei einem Lebensalter, dem jeder Tag sonst ein Geschenk bedeutet, kaum eine Rolle spielte.

„Es scheint,“ bemerkte eine andere Stimme darauf hin, „daß über neunzig Habitus und Physiognomie sich kaum mehr wahrnehmbar verändern.“

„Vielleicht,“ erwog ich still bei mir, „ist man mit neunzig Jahren eben schon so weit, daß Erdenlast die Seele nicht mehr drückt.“ Der alte Pope wenigstens sah aus, als wäre auf dem bräunlich

gelben Pergament seines Gesichts kaum mehr ein Zoll breit Raum für neue Schicksalsrunen. Es war, als schliefe seine Seele, offenen Blicks ein Traumland schauend. . . .

Da der Alte in seiner stillen Versunkenheit nicht eben unterhaltend wirkte, verließen die meisten seiner Besucher nach feierlich eingeholtem Segen bald wieder die Stube und gingen leise eingeholtem Segen bald wieder die des näheren zu besehen oder den schönen Nachmittag im Freien zu verbringen.

So kam es, daß ich plötzlich ganz allein vor dem alten Popen in der Kammer mit den graugekalkten leeren Wänden stand. Das Kommen und Gehen um ihn her schien ihn nicht sonderlich zu berühren. Er nahm es hin wie etwa ein Stück Fels am Strande die wichtigtuende Beflissenheit der Wellen.

Nun schlug er voll die dunkeln Augen auf, die groß und klar und ruhig blickten. Gewohnt, von alt und jung befragt zu werden, sah er mich etwas staunend an. „Nur du hast keine Frage?“

Mir war in diesem Augenblick zumute wie einem ungenügend präparierten Schüler. Allein ich faßte mich und sagte dreist: „Doch, Herr – ich möchte wissen, ist es Gnade, ist es wünschenswert, wie du weit über hundert Jahre alt zu werden?“

„Die Welt ist schön,“ sagte der Greis mit Dankbarkeit und Wärme in der Stimme, „ich liebe sie und freue mich an ihrem Glanz.“

„Drückt dich die Bürde deines Alters nicht zuweilen schwer?“

„Ich bin gesund und danke dafür Gott des Morgens und des Abends.“

„Gewiß, jedoch – ich meine: die Füße werden müder und die Hände schwach. . . . Du sitzt hier in deiner Kammer – draußen ist Bewegung, Freunde. . . .“

Der Alte lächelte. „Solange die Hände flink sind und die Füße rastlos, hat man zum Denken viel zu wenig Zeit. Erst wenn die Glieder schwer und träge werden, bleibt man daheim und findet in der Einsamkeit – sich selbst Es gibt so viele Stunden, stille Stunden, die voll Freude sind.“

Ich fühlte mich beschämt. Doch just dadurch zum Widerspruch gereizt, wandte ich ein: „Ist dein Gehör so gut, daß auch in dieser Richtung nichts zu wünschen bleibt?“

„Jenun,“ sagte der Pope seufzend, „die Kirchenglocken von Ljutibrod, die höre ich wohl längst nicht mehr, selbst wenn der Wind ihr Läuten nicht in die Berge trägt. Ich höre auch nicht mehr von fern die Schellen unsere Ziegen, wenn diese abends von der Weide kommen, und das ist schade. Und trotzdem will ich über meine Ohren nicht Klage führen. Es wird so viel des Ueblen und Gehässigen in der Welt geredet, daß, weiß Gott, nicht alles Versäumnis ist, was uns entgeht. Und dann, versteh' mich [recht]: junge Ohren horchen nach außen, alte nach innen. Je länger sie lauschen, desto schärfer wird ihr Sinn.“

„Und deine Augen?“ fragte ich beinahe kleinlaut.

Der Alte hob die Hand und zeigte nach dem offenen Fenster, durch das in Strahlenbündeln das Licht des blauen Sommertages drang. Ueber den scharfumrissenen Hängen des Balkangebirges lag herb spätsommerliche Klarheit, in seinen Falten hing das Schweigen weltferner Einsamkeit. Aus einer Felswand stieg ein Vogel auf mit breitem majestätischen Flügelschlag. Stieg hoch und höher, schwebte – und entschwand im Licht.

„Meine Augen sind gut,“ sagte der Pope, „denn sie sehen das sanfte Blau des Himmels, den Flug der Wolken, sehen die Heimatsberge und die Adler, die m ihre Gipfel kreisen. Soll ich mir wünschen, auch die Todesnot des armseligen Tieres zu sehen, das jene in blutigen Fängen nach dem Horst verschleppen? Oder die Kugel, die den unschuldigen Räuber erbarmungslos aus seiner Höhe niederreißt? . . . Sehen ist gut, nicht alles sehen müssen, besser. Am besten ist, so viel zu sehen, als gut ist. . . .“

Der Pope winkte mir bedeutsam zu. Ein heiteres Leuchten stand auf seiner runzeligen Stirn. War es ein Widerschein der Sonnenmajestät, die draußen pomphaft über steinere Grate zog? Oder ein Strahlen, das aus der Summe hundertjähriger Erkenntnis brach?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß mich plötzlich etwas niederzwang und meine Lippen die müde, kühle Greisenhand berührten.

Dann näherten sich Stimmen, die meinen Namen riefen.

Auf der Schwelle wandte ich den Kopf zurück. Der alte Pope saß, so wie ich ihn zuerst gefunden, regungslos, entrückt, die Hände still im Schoß. Er lächelte und seine Augen folgten mir, doch, ich bin sicher, ohne mich zu sehen.

Der Ausschrei einer Lokomotive riß in die Stille. . . . Da war die Welt, der Alltag wieder.

„Was in aller Heiligen Namen hat Sie solange bei dem Wundermann zurückgelassen?“ fragte mich später im Zug mein Nachbar, ein tintenschwarzer, rechtschaffener Sofioter. „Sie sprechen doch, so viel ich weiß, kein Wort Bulgarisch, und er seinerseits versteht nichts anderes?“

Ich erschrak bis in die tiefste Falte meines Herzens hinein. „Was sagen Sie da?“ stammelte ich verduzt. „Er spricht keine andere Sprache, der alte Pope?“

„Nein, meine Treu!“

Und unser Frag- und Antwortspiel? Das Bekenntnis seiner weltüberwindenden Auffassung von Alter und Leben? Hätte ich das alles bloß geträumt? . . .

Nicht doch! Heute weiß ich: es gibt eine Art, sich zu verständigen, die der Worte nicht bedarf. Und darum eben, auf Grund dieser Möglichkeit, hatte ich mit dem Mönch von Tscherepis zu plaudern vermocht – auch ohne gemeinsame Sprachkenntnis und ohne die Hilfe von „Polyglott Kuntze“ . . .

Nun ist er sicher schon viele Jahre tot, der alte Pope. In mir aber lebt unzerstörbar das Vermächtnis jener fernen Klosterstunde fort, die dem Bild des [Hundertundfünfzehnjährigen] als Rahmen dient, und die mich eins für alle Lebenszeit gelehrt: daß mit Gewinn zu altern wertvollste Weisheit ist und die letzte Schönheit eines Menschenlebens.

Feuilleton.

Der alte Pope.

Ein Kapitel über das Altern.

Von Vilky Klaudy.

Es wird so viel vom Altern gesprochen in diesen Tagen. Ueber das Wie, Wann und Warum einer Erscheinung, die jeder in der Theorie und auf andere bezogen anerkennt und nur im Hinblick auf die eigene Person nicht wahr haben will. Das gilt besonders vom weiblichen Geschlecht. Gibt es denn heutzutage überhaupt noch alte — ich sage alte, wohlgemerkt! nicht etwa „ältere“ — Damen? Großmütter, wie sie in Bilderbüchern stehen, mit Spizenhäubchen auf dem weiß und dünn gewordenen Scheitelhaar, in einer Tracht, die zeitlos scheint, weil sie sich um die Tagesmode längst nicht mehr bekümmert, mit einem Lächeln voll frohgemuter Selbstverläugnung und alles verstehender Güte? Gibt es dergleichen heutzutage noch in unseren kultivierten Kreisen? Ich schaue um mich — was ich sehe, sind Frauen, die Töchter verheiraten, Enkel bekommen, Großmütter werden — lauter „fische Großmamas“! Frauen, die allgemach verblühen, welken, widerstrebend altern. So alt aber wird keine unter ihnen, daß sie jemals erlebte, das zu werden, was man mit Fug und Recht als „alte Dame“ zu bezeichnen pflegt.

Mit dem Altern ist das nämlich eine seltsame Sache. Die Jugend weiß darum, aber sie glaubt nicht recht daran. Tippen hernach die ersten Silberspitzen mahnend gegen Stirn und Schläfen und muß man nolens volens daran glauben, dann — möchte man am liebsten nichts mehr von der Sache wissen. . . .

Was mich betrifft, so bin ich fest entschlossen, wenn meine Zeit gekommen sein wird, eine einwandfreie Nummelgreisin abzugeben, mit tadellosen Matronenallüren. Denn seit ich im Kloster Tscherepitsch den hundertjährigen Boyen gesehen habe, weiß ich, daß auch das Alter seine Schönheit haben kann. Eine innere Schönheit, die eng verschwistert ist mit Seelenheiterkeit und Glück. . . .

Wir waren von Sofia aus hingefahren. Der damalige österreichische Militärattaché mit seiner hübschen jungen Frau, der Bürgermeister der Stadt und noch etwelche andere Würdenträger, die es sich angelegen sein ließen, uns von Konstantinopel kommenden Wienern die Honneurs des Landes zu machen. Mit der bulgarischen Zentralbahn, die von Sofia über Plewna und Schumla nach Warna fährt, ging's vor die Stadt hinaus. Irgendwohin — hinein in eine unbekannte Landschaft. Rechts und links Ackerland von strotzender Fruchtbarkeit, endlos sich deh nende Feldebreiten, über deren schimmernde Fläche im Sommerwind rieselnde Schauer glitten. Jeder Blick durchs Fenster war ein Untertauchen, ein Ertrinken im Halmgrün und Aehrengold. Ab und zu nur gab es ein niederes Haus, breitmäulig kauend ein Kind oder in gefräziger Verträglichkeit eine Gesellschaft von Ziegen und dickwolligen Schafen.

Nach und nach veränderte sich das Bild. Aus der Ebene wuchsen Hügel auf, mäßig hohe Bodenwellen mit sanft geschwungenen Konturen, die sich allmählich zu immer zunehmender Stattlichkeit emporreckten. Rote Sandstein-

wände wechselten mit tiefen Taleinschnitten und grün-
umbuschten Schluchten. Zuletzt ließ altes Eruptionsgestein
dem durchbrechenden Isker eine imposante Dioritporphyr-
kulisse. . . . Das war der Balkan in seiner ersten, ein
bißchen melancholischen und wildverträumten Schönheit!
Sicher ein kennenlernenswerthes Stück Natur im Land-
schaftsbilderbuch des europäischen Südostens.

Plötzlich stand der Zug still. Eine Station? Nicht
doch; bloß eine Haltestelle, klein und unansehnlich. Ein
schmaler Weg durch Wiesengrund — dann lag im Grünen
hingebreitet das Kloster da. Gleich einem Beter, der in
andächtiger Stummheit am Tisch des Herrn kniet, so
duckte sich das grauerwitterte Gebäu vorm Steinaltar des
schweigenden Balkan. Ich könnte heute nicht mehr mit
Bestimmtheit sagen, wie es in seinen Einzelheiten aussieht,
das Kloster Tscherepis, ich weiß nur: altersgraue Mauern,
mönchische Einfachheit und tiefer wundervoller Friede
ringsumher.

Zimmer war das ja nicht so gewesen. Die Chroniken
melden von blutigen Verschwörungen, deren Fäden ehemals
an diesem Ort der Abgeschiedenheit zusammenliefen, von
bulgarischen Aufständen, deren Sitz das sonst so stille
Monasterium gebildet, von Brand und Ueberfall und
Türkennot. Zimmer wieder aber war es phönixgleich aus
der Asche emporgestiegen, triumphierend über Irrthümer
und Vergänglichkeit, und da ich es nun kennen lernen
sollte, beherbergte sein Schoß ein Wunder. Ein Wunder,
das in seiner Seltenheit an die Ueberlieferungen der Bibel
gemahnte. Das Wunder des Klosters Tscherepis war der
alte Pope.

Der alte Pope zählte, da ich ihn in seiner Zelle auf-
suchte, an hundertundfünfzehn Jahre. Fragte man ihn
nach seinem Alter, so nannte er irgendeine Zahl um
hundert herum. Bestimmtes wußte er darüber nicht zu
sagen. Ein Tag verrann ihm wie der andere, ein jeder galt
ihm gleich. Das Volk indes zählte an seiner Statt, und so
war das Alter des Popen dennoch im Umkreis weithin
bekannt. Aus nahen und entlegenen Distrikten kamen

Gläubige herbei und baten den Greis um seinen Segen. Denn, so folgerten die Frommen — wer durch so seltene Schicksalsgnade ausgezeichnet worden war, der durfte ohne Zweifel für einen Auserwählten, einen Liebling Gottes gelten.

Ich war offengestanden nicht wenig gespannt, zu sehen, wie so ein mehr als Hundertjähriger sich präsentieren mochte. Petrosakt? Alträunchen? oder Munnie . . . ?

In Wahrheit, nichts von alledem.

Man hatte uns in ein Zimmer zu ebener Erde geführt, das bescheiden, nahezu dürftig eingerichtet war, und in dessen Mitte auf grobem Bauernstuhl der alte Pope saß. Er trug das faltreiche schwarze Priesterkleid und auf dem Kopf die hohe dunkle Popenmütze. Seine Hände lagen still im Schoß. Um ihn her standen oder knieten Leute, die zu ihm sprachen oder mit scheu-andächtiger Gebärde lieblosend über seine wellen Finger strichen.

Der alte Pope saß regungslos. Sein Gesicht war ernst und still, wie der Spiegel eines träumenden Gewässers. Erfahrungen eines schier überlangen Menschenlebens standen in tiefen Kerben auf der breiten hochgetragenen Stirn und um den Mund, der lächelte — wissend, doch ohne Bitterkeit. Mit leiser Stimme gab er Antwort, freundlich, geruhsam. Die Würde seines märchenhaften Alters, der ehrfürchtigen Andacht seiner Gäste beigefügt, erhob die kahle Stube zu Rang und Vornehmheit einer Kapelle.

„Merkwürdig,“ sagte jemand halblaut, staunend, „man würde ihm nicht mehr, als siebzig oder höchstens achtzig geben.“ Und bedachte dabei nicht, wie seltsam es im Grunde war, daß ein Decennium Minus oder Plus bei einem Lebensalter, dem jeder Tag sonst ein Geschenk bedeutet, kaum eine Rolle spielte.

„Es scheint,“ bemerkte eine andere Stimme darauf hin, „daß über neunzig Habitus und Physiognomie sich kaum mehr wahrnehmbar verändern.“

„Vielleicht,“ erwog ich still bei mir, „ist man mit neunzig Jahren eben schon so weit, daß Erdenlast die Seele

nicht mehr drückt.“ Der alte Pape wenigstens sah aus, als wäre auf dem bräunlich gelben Pergament seines Gesichts kaum mehr ein Zoll breit Raum für neue Schicksalsrunen. Es war, als schliesse seine Seele, offenen Blicks ein Traumland schauend. . . .

Da der Alte in seiner stillen Versunkenheit nicht eben unterhaltend wirkte, verließen die meisten seiner Besucher nach feierlich eingeholtem Segen bald wieder die Stube und gingen leise schwachend davon, um das Kloster des näheren zu besuchen oder den schönen Nachmittag im Freien zu verbringen.

So kam es, daß ich plötzlich ganz allein vor dem alten Popen in der Kammer mit den graugekalkten leeren Wänden stand. Das Kommen und Gehen um ihn her schien ihn nicht sonderlich zu berühren. Er nahm es hin wie etwa ein Stück Fels am Strande die wichtigtuende Beflossenheit der Wellen.

Nun schlug er voll die dunkeln Augen auf, die groß und klar und ruhig blickten. Gewohnt, von alt und jung befragt zu werden, sah er mich etwas stannend an. „Nur du hast keine Frage?“

Nur war in diesem Augenblick zumiste wie einem ungenügend präparierten Schüler. Allein ich sagte mich und sagte dreist: „Doch, Herr — ich möchte wissen, ist es Gnade, ist es wünschenswert, wie du weit über hundert Jahre alt zu werden?“

„Die Welt ist schön,“ sagte der Greis mit Dankbarkeit und Wärme in der Stimme, „ich liebe sie und freue mich an ihrem Glanz.“

„Drückt dich die Bürde deines Alters nicht zuweilen schwer?“

„Ich bin gesund und danke dafür Gott des Morgens und des Abends.“

„Gewiß, jedoch — ich meine: die Füße werden müder und die Hände schwach. . . . Du sitzt hier in deiner Kammer — draußen ist Bewegung, Freude. . . .“

Der Alte lächelte. „Solange die Hände flink sind und die Füße rastlos, hat man zum Denken viel zu wenig Zeit.“

Erst wenn die Glieder schwer und träge werden, bleibt man daheim und findet in der Einsamkeit — sich selbst. . . . Es gibt so viele Stunden, stille Stunden, die voll Freude sind.“

Ich fühlte mich beschämt. Doch just dadurch zum Widerspruch gereizt, wandte ich ein: „Ist dein Gehör so gut, daß auch in dieser Richtung nichts zu wünschen bleibt?“

„Genau,“ sagte der Pope seufzend, „die Kirchenglocken von Ljutibrod, die höre ich wohl längst nicht mehr, selbst wenn der Wind ihr Läuten nicht in die Berge trägt. Ich höre auch nicht mehr von fern die Schellen unserer Ziegen, wenn diese abends von der Weide kommen, und das ist schade. Und trotzdem will ich über meine Ohren nicht Klage führen. Es wird so viel des Ueblen und Gehässigen in der Welt geredet, daß, weiß Gott, nicht alles Verjämmtis ist, was uns entgeht. Und dann, versteh' mich recht: junge Ohren horchen nach außen, alte nach innen. Je länger sie lauschen, desto schärfer wird ihr Sinn.“

„Und deine Augen?“ fragte ich beinahe kleinlaut.

Der Alte hob die Hand und zeigte nach dem offenen Fenster, durch das in Strahlenbündeln das Licht des blauen Sommertages drang. Ueber den scharfumrissenen Hängen des Balkangebirges lag herb spätsommerliche Klarheit, in seinen Falten hing das Schweigen weltferner Einsamkeit. Aus einer Felswand stieg ein Vogel auf mit breitem majestätischen Flügelschlag. Stieg hoch und höher, schwebte — und entschwand im Licht.

„Meine Augen sind gut,“ sagte der Pope, „denn sie sehen das sanfte Blau des Himmels, den Flug der Wolken, sehen die Heimatsberge und die Adler, die um ihre Gipfel kreisen. Soll ich mir wünschen, auch die Todesnot des armen Tieres zu sehen, das jene in blutigen Fängen nach dem Horst verschleppen? Oder die Kugel, die den unschuldigen Räuber erbarmungslos aus seiner Höhe niederreißt? . . . Sehen ist gut, nicht alles sehen müssen, besser. Am besten ist, so viel zu sehen, als gut ist. . . .“

Der Pope winkte mir bedeutungsvoll zu. Ein heiteres Leuchten stand auf seiner runzeligen Stirn. War es ein Widerschein der Sonnenmajestät, die draußen pomphast über

steinerne Grate zog? Oder ein Strahlen, das aus der Summe hundertjähriger Erkenntnis brach?...

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß mich plötzlich etwas niederzwang und meine Lippen die müde, kühle Greisenhand berührten.

Dann näherten sich Stimmen, die meinen Namen riefen.

Auf der Schwelle wandte ich den Kopf zurück. Der alte Pope saß, so wie ich ihn zuerst gefunden, regungslos, entrückt, die Hände still im Schoß. Er lächelte und seine Augen folgten mir, doch, ich bin sicher, ohne mich zu sehen.

Der Aufschrei einer Lokomotive riß in die Stille... Da war die Welt, der Alltag wieder.

„Was in aller Heiligen Namen hat Sie solange bei dem Wundermann zurückgelassen?“ fragte mich später im Zug mein Nachbar, ein tintenschwarzer, rechtschaffener Sozialist. „Sie sprechen doch, so viel ich weiß, kein Wort Bulgarisch, und er seinerseits versteht nichts anderes?“

Ich erschrak bis in die tiefste Falte meines Herzens hinein. „Was sagen Sie da?“ stammelte ich verdutzt. „Er spricht keine andere Sprache, der alte Pope?“

„Nein, meiner Treu!“

Und unser Frag- und Antwortspiel? Das Bekenntnis seiner weltüberwindenden Auffassung von Alter und Leben? Hätte ich das alles bloß geträumt?...

Nicht doch! Heute weiß ich: es gibt eine Art, sich zu verständigen, die der Worte nicht bedarf. Und darum eben, auf Grund dieser Möglichkeit, hatte ich mit dem Mönch von Tscherepis zu plaudern vermocht — auch ohne gemeinsame Sprachkenntnis und ohne die Hilfe von „Polyglott Kunze“

Nun ist er sicher schon viele Jahre tot, der alte Pope. In mir aber lebt unzerstörbar das Vermächtnis jener fernen Klosterstunde fort, die dem Bild des Hunderundfünfzjährigen als Rahmen dient, und die mich eins für alle Lebenszeit gelehrt: daß mit Gewinn zu altern wertvollste Weisheit ist und die letzte Schönheit eines Menschenlebens.